Das weiße Zimmer

Roman von Fergus Hume.

(Der Fortsetzung.)

Herr Merry saß allein in seinem Privatkontor, vor dessen Fenstern sich eine graue Mauer erhob. Das Zimmer war mit einer Menge schwarzer Kästen angefüllt. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag ein Stoß Briefe, die er beantworten mußte. Vorläufig las er aber den Anzeiger vom gestrigen Tage, den sein Sohn ihm gebracht hatte. Es war der Bericht, der die Entdeckung des weißen Zimmers in Hampstead und der Identität Flora Brands mit der in der Villa Ajax ermordeten Frau schilderte. Nachdem Merry diesen Bericht gelesen, ließ er seinen Sohn zu sich kommen.

„Komm, setze Dich und schließe die Tür", sagte der Vater. „Ich möchte über diesen Fall mit Dir sprechen."

Merry junior war ein junger, kräftiger Mann von einundzwanzig Jahren und sah ebenso heiter und vergnügt aus wie sein Vater. Er besaß ein Paar scharfer, grauer Augen, die den Leuten auf den Grund der Seele zu dringen schienen. Obgleich noch sehr jung, war er doch ungewöhnlich scharfsinnig, weshalb sein Vater ihn in manchen Fällen zu Rate zog.

„Ich begreife nicht, warum Du mir den Artikel nicht schon gestern zeigtest", begann Merry senior.

„Ich habe ihn erst heute gelesen. Ich abonniere ja den Anzeiger nicht, sondern fand ihn gestern Abend in der Untergrundbahn und steckte ihn ein. Heute Morgen erst schaute ich hinein, da fiel mein Blick auf diesen Artikel. Ich wollte Dir das Blatt gleich geben, aber Du warst schon fort."

„In den anderen Zeitungen steht nichts von der Entdeckung Derricks?"

„Nein. Es ist doch sonderbar, daß durch die Aehnlichkeit der beiden weißen Zimmer die Identität dieser Frau festgestellt wurde."

„Du meinst, ein Irrtum sei ausgeschlossen?"

„Inspektor Derrick erkannte sofort in dem Bild der Frau Brand die Ermordete. Und es ist höchst merkwürdig, daß unsere an Frau Brand geschriebenen Briefe nicht gefunden wurden. In diesem Falle wäre Derrick doch sofort zu uns gekommen."

„Vielleicht hat er noch keine Zeit dazu gehabt."

„Na, bei so etwas pflegt die Polizei keine Zeit zu verlieren. Ich möchte nur wissen, wer Frau Brand ermordet hat."

„Ich habe die Zeitungsberichte nicht so genau gelesen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß es sich um Frau Brand handelte", sagte Herr Merry, „dann wäre ich an die Oeffentlichkeit getreten."

„Dazu ist jetzt auch noch Zeit", gab sein Sohn zurück. Wir sind ihre Testamentsvollstrecker. Ich bin überzeugt, der Erbe der Frau Brand würde gern eine hohe Belohnung für die Entdeckung des Mörders zahlen."

„Sicherlich. Ich muß die Sache gleich in die Hand nehmen. Sonderbar, daß Frau Brand ihr Vermögen nicht ihrem Gatten hinterlassen hat."

„Ich glaube, sie lebte nicht glücklich mit ihm", meinte der junge Mann. „Er war ja immer auf Reisen —"

„Nun ja, als Handlungsreisender —"

„Nein, Vater", unterbrach ihn sein Sohn lebhaft, „ich glaube nicht, daß er das war. Frau Brand sah nicht aus, wie die Frau eines Handlungsreisenden! Hast Du übrigens Herrn Brand jemals gesehen?"

„Nein", antwortete der Rechtsanwalt. „Hast Du ihn mal gesehen?"

„Nein. Ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen, obgleich Du mich zweimal zu Frau Brand schicktest. Ich entsinne mich auch des weißen Zimmers. Und ich begreife jetzt nicht, daß ich damals, als ich die Berichte über den Mord las, nicht gleich an das weiße Zimmer der Frau Brand gedacht habe. Uebrigens, Vater, wie wurde Frau Brand eigentlich unsere Klientin?"

Merry sen. erhob sich, trat an das Fenster und sah sich die graue Mauer an, die nicht gerade einen schönen Anblick bot.

„Ein Verwandter von ihr, Arthur Brand in Australien, unterstützte Frau Brands Mutter durch Geldzuwendungen. Als die Mutter starb, erhielt die Tochter diese Geldzuwendungen weiter. Es ist mir immer wunderlich vorgekommen, daß Frau Brand einen Mann heiratete, der ebenso hieß, wie ihr Verwandter."

„Zufall, Vater, weiter nichts. Brand ist doch kein seltener Name! Also Arthur Brand starb und hinterließ sein Vermögen dieser Frau?"

„Ja, vor einigen Monaten. Ich schrieb ihr und bat um ihren Besuch. Als sie von dem Glücksfall hörte, fiel sie beinahe in Ohnmacht. Ich sagte ihr, sie möchte doch mit ihrem Gatten zu mir kommen, um die Angelegenheit nach jeder Hinsicht gesetzlich zu regeln. Aber ihr Gatte war vor einem Monat nach Australien gereist, um Arthur Brand aufzusuchen. Frau Brand schien zu glauben, ihr Mann sei vielleicht ebenfalls mit Arthur Brand verwandt, und er wollte Gewißheit darüber haben."

„Sie hat noch einen anderen Cousin?"

„Ja, Arnold Calvert. Er ist Schauspieler. Ich muß ihm sofort schreiben."

„Komm, setze Dich und schließe die Tür", sagte der Vater. „Ich möchte über diesen Fall mit Dir sprechen."

Merry junior war ein junger, kräftiger Mann von einundzwanzig Jahren und sah ebenso heiter und vergnügt aus wie sein Vater. Er besaß ein Paar scharfer, grauer Augen, die den Leuten auf den Grund der Seele zu dringen schienen. Obgleich noch sehr jung, war er doch ungewöhnlich scharfsinnig, weshalb sein Vater ihn in manchen Fällen zu Rate zog.

„Ich begreife nicht, warum Du mir den Artikel nicht schon gestern zeigtest", begann Merry senior.

„Ich habe ihn erst heute gelesen. Ich abonniere ja den Anzeiger nicht, sondern fand ihn gestern Abend in der Untergrundbahn und steckte ihn ein. Heute Morgen erst schaute ich hinein, da fiel mein Blick auf diesen Artikel. Ich wollte Dir das Blatt gleich geben, aber Du warst schon fort."

„In den anderen Zeitungen steht nichts von der Entdeckung Derricks?"

„Nein. Es ist doch sonderbar, daß durch die Aehnlichkeit der beiden weißen Zimmer die Identität dieser Frau festgestellt wurde."

„Du meinst, ein Irrtum sei ausgeschlossen?"

„Inspektor Derrick erkannte sofort in dem Bild der Frau Brand die Ermordete. Und es ist höchst merkwürdig, daß unsere an Frau Brand geschriebenen Briefe nicht gefunden wurden. In diesem Falle wäre Derrick doch sofort zu uns gekommen."

„Vielleicht hat er noch keine Zeit dazu gehabt."

„Na, bei so etwas pflegt die Polizei keine Zeit zu verlieren. Ich möchte nur wissen, wer Frau Brand ermordet hat."

„Ich habe die Zeitungsberichte nicht so genau gelesen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß es sich um Frau Brand handelte", sagte Herr Merry, „dann wäre ich an die Oeffentlichkeit getreten."

„Dazu ist jetzt auch noch Zeit", gab sein Sohn zurück. Wir sind ihre Testamentsvollstrecker. Ich bin überzeugt, der Erbe der Frau Brand würde gern eine hohe Belohnung für die Entdeckung des Mörders zahlen."

„Sicherlich. Ich muß die Sache gleich in die Hand nehmen. Sonderbar, daß Frau Brand ihr Vermögen nicht ihrem Gatten hinterlassen hat."

„Ich glaube, sie lebte nicht glücklich mit ihm", meinte der junge Mann. „Er war ja immer auf Reisen —"

„Nun ja, als Handlungsreisender —"

„Nein, Vater", unterbrach ihn sein Sohn lebhaft, „ich glaube nicht, daß er das war. Frau Brand sah nicht aus, wie die Frau eines Handlungsreisenden! Hast Du übrigens Herrn Brand jemals gesehen?"

„Nein", antwortete der Rechtsanwalt. „Hast Du ihn mal gesehen?"

„Nein. Ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen, obgleich Du mich zweimal zu Frau Brand schicktest. Ich entsinne mich auch des weißen Zimmers. Und ich begreife jetzt nicht, daß ich damals, als ich die Berichte über den Mord las, nicht gleich an das weiße Zimmer der Frau Brand gedacht habe. Uebrigens, Vater, wie wurde Frau Brand eigentlich unsere Klientin?"

Merry sen. erhob sich, trat an das Fenster und sah sich die graue Mauer an, die nicht gerade einen schönen Anblick bot.

„Ein Verwandter von ihr, Arthur Brand in Australien, unterstützte Frau Brands Mutter durch Geldzuwendungen. Als die Mutter starb, erhielt die Tochter diese Geldzuwendungen weiter. Es ist mir immer wunderlich vorgekommen, daß Frau Brand einen Mann heiratete, der ebenso hieß, wie ihr Verwandter."

„Zufall, Vater, weiter nichts. Brand ist doch kein seltener Name! Also Arthur Brand starb und hinterließ sein Vermögen dieser Frau?"

„Ja, vor einigen Monaten. Ich schrieb ihr und bat um ihren Besuch. Als sie von dem Glücksfall hörte, fiel sie beinahe in Ohnmacht. Ich sagte ihr, sie möchte doch mit ihrem Gatten zu mir kommen, um die Angelegenheit nach jeder Hinsicht gesetzlich zu regeln. Aber ihr Gatte war vor einem Monat nach Australien gereist, um Arthur Brand aufzusuchen. Frau Brand schien zu glauben, ihr Mann sei vielleicht ebenfalls mit Arthur Brand verwandt, und er wollte Gewißheit darüber haben."

„Sie hat noch einen anderen Cousin?"

„Ja, Arnold Calvert. Er ist Schauspieler. Ich muß ihm sofort schreiben."

„Wozu? Hat er etwas mit dem Testament zu tun?"

Der Rechtsanwalt wollte eben etwas antworten, als einer der Schreiber eine Karte hereinbrachte. „Professor Bocaros" las Merry senior und lächelte. „Ah! Ein Vetter der Frau Brand. Er kommt wegen des Testaments. Du kannst jetzt gehen, Herbert. Und bitte, schreibe Herrn Arnold Calvert eine Rohrpostkarte, er möge zu mir kommen."

Herbert nickte und ging. Als er das Zimmer verließ, trat der Professor ein. Der junge Merry blickte forschend auf die knochige, dürre Gestalt und das düstere Gesicht mit den glühenden Augen. „Brrr", machte er, als er allein war, „in die Hände dieses Griechen möchte ich nicht gegeben sein."

Der Rechtsanwalt begrüßte Bocaros mit einem freundlichen Händedruck und bot ihm einen Stuhl an. „Schönes Wetter heute", begann er. „Freut mich, daß Sie gekommen sind, Herr Professor. Ihre Cousine — diese arme, unglückliche Frau — sprach öfters von Ihnen."

„Tat sie das?" fragte der Grieche hastig. „Das wundert mich eigentlich, da wir einander so selten sahen. Ihr Ausruf „arme, unglückliche Frau" läßt mich vermuten, daß Sie von der Polizei informiert sind —"

„Ich habe die Nachricht, daß es sich bei dem Mord in der Villa Ajax um Frau Brand handelt, aus dem „Anzeiger" ersehen. Woher haben Sie denn die Neuigkeit?"

„Ich erfuhr sie auch durch den „Anzeiger", den mir ein Freund brachte."

Merry sah den Griechen scharf an. „Wußte denn dieser Freund, daß Sie Frau Brands Cousin sind?"

„Nein. Ich bekomme den „Anzeiger" täglich von meiner Wirtin geliehen. Ich habe ein kleines Häuschen von ihr abgemietet —"

„Wo liegt das?"

„In der Ulyssesstraße des neuerbauten Vororts Troja."

„Ah!" entfuhr es Merry. „Sie wohnen in demselben Vororte?"

„Ja, und zwar ganz in der Nähe der Villa, in der die arme Flora ermordet wurde!"

„Merkwürdig — sehr merkwürdig", murmelte der Rechtsanwalt.

„Ja, das ist so merkwürdig, daß ich zu Ihnen komme, um Sie zu fragen, was ich tun soll", sagte der Professor erregt. „Sie glauben mir doch, Herr Rechtsanwalt, wenn ich Ihnen versichere, daß ich mit dem Mord nichts zu tun habe? Alles, was ich darüber weiß, erfuhr ich durch die Zeitung und durch Herrn Tracey."

„Wer ist das?"

„Der Herr, dessen Automobil in der Mordnacht gestohlen wurde —"

„Ich erinnere mich", unterbrach ihn Merry. „Also durch Herrn Tracey hörten Sie von dem Verbrechen?"

„Teils durch ihn, teils durch die Zeitung. Aber ich hatte keine Ahnung, daß meine Cousine die Ermordete sei, bis ich den gestrigen „Anzeiger" gelesen. Und nun komme ich zu Ihnen."

„Und warum?" fragte Merry kühl.

„Sie können noch fragen? Sie schrieben mir doch seinerzeit, Frau Brand beabsichtige mir eine jährliche Rente auszusetzen?"

„Ja freilich, das äußerte sie damals, aber sie hat sich die Sache anders überlegt."

„Ich weiß," sagte Bocaros, dem das Wesen des Rechtsanwalts sonderbar vorkam. „Flora schrieb mir und bat um meinen Besuch. Ich ging sofort zu ihr und sie sagte mir, sie wolle dafür sorgen, daß ich keine Not mehr zu leiden brauchte, sie habe ihr Testament zu meinen Gunsten gemacht."

Merry sah den Griechen plötzlich an, als wolle er ihm auf den Grund der Seele dringen. „Frau Brand hat ungefähr acht Tage vor ihrem Tode ein Testament zu Ihren Gunsten aufgesetzt, aber —"

„Aber?" fragte Bocaros mit bebender Stimme, als der Rechtsanwalt schwieg.

„Aber Sie erben nichts von ihr!" versetzte der Rechtsanwalt in sanfterem Tone.

Bocaros lehnte sich in seinen Stuhl zurück und wurde abwechselnd blaß und rot. „Ich — ich —" stammelte er — „ich verstehe Sie nicht."

„Frau Brand kam zu mir und brachte mir ein Testament, in welchem Sie zum Universalerben eingesetzt wurden. Sie hätten in diesem Fall 5 Millionen Mark geerbt."

„Und dann" — stammelte Bocaros.

„Dann änderte sie ihre Absicht, wie sie es schon mit der jährlichen Rente getan. Sie kam zu mir, vernichtete das Testament und machte ein neues zugunsten Arnold Calverts. Kennen Sie den Herrn?"

„Arnold Calvert?" rief der Professor, sich erhebend. „Der Schauspieler?"

„Ganz recht. Ich kenne ihn nicht persönlich, aber ich hörte, er solle ein sehr netter Mensch sein. Wenn er erfährt, wie bitter Sie getäuscht worden sind, wird er Sie sicher entschädigen."

Bocaros saß ganz regungslos, obgleich seine ganzen Hoffnungen so jämmerlich Schiffbruch gelitten. Merry hatte erwartet, er als Ausländer werde einen Wutanfall bekommen. Aber nichts dergleichen geschah. Das Gesicht des Griechen war marmorweiß und seine Brust hob und senkte sich mühsam unter schweren Atemzügen. Dann lächelte er und holte tief Atem. „So, also sie hat mir nichts hinterlassen, sagte er. „Das freut mich!"

„Das freut Sie?" wiederholte Merry.

„Ja. Ich fürchtete, die Polizei würde Verdacht gegen mich hegen, wenn sie hörte, daß ich durch Floras Tod Nutzen ziehe. Da ich nichts erbe, habe ich auch kein Motiv zu dem Mord."

„Das ist allerdings wahr", stimmte Merry verwundert zu. „Aber ich begreife nicht, wie die Polizei überhaupt dazu kommen sollte, Sie zu beargwöhnen. Sie wohnen freilich ganz in der Nähe des Tatortes, aber Sie können doch zweifellos Ihr Alibi während jener Nacht nachweisen."

„Nein", erwiderte Bocaros zögernd, „das kann ich leider nicht! Ich lebe sehr einsam und bin an dem betreffenden Tage von fünf Uhr an mit keinem Menschen zusammengekommen."

Bocaros seufzte tief auf.

„In das Dunkel das über dem Mord liegt, können auch Sie kein Licht bringen?" fragte Merry.

„Nein aber ich hoffe, der Herr Calvert als Frau Brands Universalerbe die Angelegenheit in die Hand nehmen und den Mörder verfolgen lassen wird. Da ich der Meinung war, der Erbe meiner Cousine zu sein, hatte ich zu diesem Zweck bereits Schritte unternommen."

„Was haben Sie getan?" fragte Merry.

„Ehe ich zu Ihnen kam, war ich bei einem Privatdetektiv, dessen Inserate ich einigemal in der Zeitung gelesen hatte."

„Ah, wirklich?" rief Merry ironisch. „Und was erzählten Sie dem Detektiv?"

„Ich erzählte Jascher — so heißt er nämlich — alle den Mord begleitenden Umstände und beauftragte ihn, die Sache zu verfolgen. Ich sagte ihm auch, er möchte zu Ihnen gehen."

Merry schüttelte den Kopf. „Das wäre alles ganz gut, Herr Professor, wenn Sie der Erbe wären. Aber wie die Dinge jetzt liegen, weiß ich nicht, ob Sie auch bezahlen können."

„Nein", antwortete Bocaros in schmerzlichem Tone, „das kann ich leider nicht. Aber ich meine, Calvert sollte diesem Manne die Verfolgung übertragen."

„Wir werden uns schon selber jemanden aussuchen, der diese Sache in die Hand nimmt!" rief Merry plötzlich barsch.

„Nun, so werde „ich" die Sache selbst in die Hand nehmen", erklärte der Grieche und nahm seinen Hut. „Ich bin fest entschlossen, das Dunkel zu lüften Calvert —"

„Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Herrn Calvert die nötigen Ratschläge gebe" lenkte Merry ein und erhob sich. „Er erbt ein ungeheures Vermögen und er wird den Mörder sicherlich entdecken, wenn es überhaupt möglich ist."

„Es ist möglich!" rief Bocaros in entschiedenem Tone. „Meine arme Cousine muß doch einen Grund gehabt haben, in dieses Haus zu gehen! Ich kenne weder Herrn Feller noch Herrn Brand. Aber einer dieser beiden ist sicherlich ihr Mörder!"

„Warum glauben Sie das?" fragte Merry rasch.

„Es ist nicht meine, sondern Jaschers Ansicht, die er äußerte, nachdem ich ihm den Fall erzählt".

(Fortsetzung folgt.)

— Paradox. Professor: „Was meinst Du, Babette?"

Babette: „Ach, die Gnäd'ge ist so ungnädig!"

Bingo.

Skizze von Leo Kirchner. Eine lehrreiche Geschichte.

Bingo ist der Name eines Katers. Seine Wiege stand in einem tierärztlichen Institut, und da er ein äußerst zierliches und aufgewecktes Kätzchen war, schonte man seiner und brachte ihn eines schönen Tages einer befreundeten Dame ins Haus, die ihn in Gnaden aufnehmen sollte. Ueberrascht über die unerwartete Einquartierung, nahm sie das Kätzchen unter Vorbehalt an.

Das muntere Tierchen aber fühlte sich sehr bald heimisch, und suchte dies seiner Umgebung durch Schmeicheln, zierliche Sprünge und dergleichen verständlich zu machen. Seine Anstrengungen wurden mit Erfolg gekrönt: es durfte bleiben. —

Das Kätzchen hatte entschieden Glück, was es auch eine zeitlang einzusehen schien. Allein nach und nach wurde es übermütig, zweilen sogar ausgelassen, vergaß die Wohltaten, die an ihm getan worden, und suchte sich des öfteren dem erzieherischen Einflusse in recht unartiger Weise zu widersetzen. Dieses sträfliche Benehmen trug ihm denn auch den Strafnamen „Bing" ein, eine Benennung, die ein böser Hund in einer Erzählung getragen haben soll. Anstatt sich nun zu bessern, und sich eines anständigen Betragens zu befleißigen, geschah leider das Gegenteil. Bingo trat nämlich in die sogenannten „Flegeljahre" ein, und leistete alles Mögliche, das seinen Strafnamen rechtfertigte. Sein ausgelassenes Benehmen verlegte er mit Vorliebe auf die Dämmerstunde; er mochte sich tagsüber noch so manierlich benommen haben, um diese Zeit rannte er wie besessen mit funkelnden Augen im Zimmer herum und verschonte in seinen kühnen Sprüngen weder Möbel, noch andere Gegenstände. Er trieb es zuweilen so bunt, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken einer Trennung befaßte.

Bingo wohnte in der Stadt, wo es aus hygienischen und anderen Gründen nicht Sitte ist, die Katzen frei herumlaufen zu lassen. Wenn sich nun die Hausfrau zu einem Ausgange anschickte, war er natürlich stets bereit, sie zu begleiten. Er wußte genau, daß er das Zimmer verlassen mußte und eingesperrt werden sollte, da man ihn infolge seiner mehrmals vorgenommenen „Patrouillen", die gewöhnlich mit einer unliebsamen Ueberraschung in Gestalt einer zerbrochenen Vase usw. geendet hatten, unmöglich mehr allein im Zimmer lassen durfte. Um aber dem Eingesperrtsein zu entgehen, bediente er sich folgender List: Sobald er merkte, daß man sich zum Ausgehen rüstete, suchte er in das Schlafzimmer zu entwischen, woselbst er sich dann in einer Matratze häuslich niederließ, und mäuschenstill der Dinge wartete, die da kommen sollten. Bingo war verschwunden! Alles Schmeicheln und Rufen half nichts; er blieb standhaft, mochte man nun seinetwegen ausgehen oder nicht, das kümmerte ihn nicht mehr. Dieses Verfahren gelang ihm das erste Mal vorzüglich; erst nach längerem Suchen hatte man endlich sein Versteck entdeckt und ihm darüber Vorwürfe gemacht. Das hinderte ihn aber durchaus nicht, auch in Zukunft seine Zuflucht wenn irgend möglich, unter einer Matratze zu suchen. Da hatt nun allerdings eine Gegenrist Bingo liebe leidenschaftlich die Süßigkeiten! Sobald er nur das Geräusch einer gewissen Blechschachtel hörte, zerflossen alle seine Rachepläne wie Butter an der Sonne. Er konnte nicht widerstehen. Behutsam kam er aus seinem Versteck hervor, zeigte sich unter der Türe, woselbst er in aller Gemütsruhe den dargebotenen Leckerbissen aus der Hand empfing, und dafür natürlich gefangen wurde.

Als sich der obbesagte erwähnte Fall wieder einmal zur allseitigen Befriedigung der Beteiligten abgewickelt hatte, und der Gefangene sich bereits in sein Schicksal zu ergeben schien, wußte sich derselbe in einem unbewachten Augenblicke blitzschnell loszumachen, entfloh in einem Satze durch das offene Fenster, lief das Gesimse entlang und landete glücklich im Schlafzimmer, dessen Fenster zufälligerweise noch geöffnet war. Bevor man es hindern konnte, hatte Bingo bereits sein Versteck bezogen und gern oder ungern mußte die bewußte Blechschachtel abermals in Funktion treten, um den Kerl einzufangen. Dieses Mal aber blieb die verdiente Züchtigung nicht aus. Im Kratzen und Knurren hatte es Bingo zu einer besonderen Virtuosität gebracht. Das erstere praktizierte er mit Vorliebe an dem sogen. „Hausgeistchen", das auf sehr intimem Fuße mit ihm stand und sich trotz den unzähligen Attacken und Beleidigungen stets zuvorkommend gegenüber ihm benahm.

Einmal trieb er es besonders arg; er versetzte ihm nämlich einen regelrechten „Schmiß" ins Gesicht, so daß die arme Seele tatsächlich einem von der Mensur heimgekommenen Studenten glich. Merkwürdigerweise hat es ihm auch nach diesem „Zärtlichkeitsbeweis" die Treue nicht gebrochen, was ihm jedenfalls doch gerührt haben mag, denn er hatte sich seither nie mehr so etwas zu Schulden kommen lassen.

Das Knurren war Bingo zum Bedürfnis geworden, und da er sich fleißig darin übte, verstand er es ausgezeichnet, jeweilen seinen Stimmungen und Wünschen in geeigneter Weise Ausdruck zu geben.

Eines Tages geschah aber doch etwas, was nicht auf seinem Programme stand. Bingo wurde ernstlich krank. Trotz den erwähnten Unarten war man ungemein besorgt um sein Leben, man hegte und pflegte ihn, kurz, man tat alles, was man konnte. Nach und nach erholte er sich wieder, wurde zusehends kräftiger, größer und schöner, und nahm zu an Alter und Weisheit. Jene Krankheit wurde bei Bingo zum Wendepunkt in seinem Leben, denn er hatte nun wirklich die „Kinderschuhe" ausgetreten. Er beschloß daher ernstlich, seine bösen Neigungen soviel als möglich zu bekämpfen, und vorläufig teilweise abzulegen. Dabei erinnerte er sich, daß er mit seinen früheren temperamentvollen „Abend - Promenaden" viel Aergernis erregt hatte, und glaubte mit der Aufhebung derselben den schlagendsten Beweis eines bessern Lebenswandels erbringen zu können. Sodann zeigte er sich den vielfachen Vorstellungen und weisen Ermahnungen gegenüber bedeutend zugänglicher, kurz, er wurde nach und nach ein ganz netter Kerl, an dem man seine Freude haben konnte. Bingo kam sich mit der Zeit jedenfalls recht gebildet vor, wenigstens tat er so. Er wünschte auch den jeweiligen Besuchern vorgestellt zu werden. Beim Abschied hatte er die Gewohnheit, das Pfötchen zu reichen, manchmal sogar beid und bei dieser Gelegenheit konnte er sich recht liebenswürdig, oft aber auch sehr herablassend benehmen.

Freundschaften mit seinesgleichen unterhielt Bingo prinzipiell nicht, denn er gab viel auf Anstand und gute Sitten.

Den Mäusen gegenüber verhielt er sich so ziemlich passiv; sein imponierendes Aeußere schien dieselben fern zu halten. Er liebte es, seine Mahlzeiten in aller Ruhe und Beschaulichkeit einzunehmen und wenn sich sein Katerherz einmal nach einem besondern Lecherbissen sehnte, übte seine über alles geliebte Blechschachtel immer noch den alten Zauber auf ihn aus.

Bingo besaß aber noch eine ganz besondere Tugend: die Reinlichkeit. Diese war ihm angeboren. Gleich von Anfang an stand an einem gewissen Orte an einer bestimmten Stelle ein kleines Kistchen zur gefälligen Benützung bereit! Bingo begriff sofort. Ja, mehr noch, er wünschte in nicht zu mißverstehender Weise noch ein Zweites dazu, was ihm auch gewährt wurde. Merkwürdigerweise hatte er sich niemals in der separaten Benützung derselben geirrt! Diese überaus schöne Tugend mag wohl einer der schwerwiegendsten Gründe gewesen sein, warum er während seiner „Flegeljahre" auf so viel Nachsicht rechnen durfte.

Bingo ist längst ein ruhiger, gesetzter Katermann geworden. Seine Eigenheiten, die er unter allen Umständen von seiner Umgebung respektiert wissen will, lassen ihn wohl nicht mit Unrecht den Titel eines „Originals" tragen.

Mein kleiner Freund.

Erzählung von Clara Dehm-Schrick.

Es war nach Geschäftsschluß, als ich die verkehrte Treppe — ich hätte den linken anstatt den rechten Aufgang nehmen müssen —, die zu den Bureauräumen des Kaufhauses im ersten Stock des zweiten Quergebäudes führte, emporstieg.

Ich drückte auf das Schloß der ersten Tür, die ich sah, und trat, da sie unverschlossen war, ein. Durch einen schmalen, dunklen Gang kam ich in eine Kammer, die mit Packpapier, Besen, Eimern und allem sonstigen Material, welches man zur Reinigung der Räume gebrauchte, angefüllt war. Dann stand ich mitten in dem großen Bureauraum.

Die Fenstervorhänge waren zugezogen, ich hatte von unten nur einen schmalen Lichtstreif gesehen, aber an den langen Tischen saßen überall noch die Menschen in eifrigster Arbeit. Niemand hob den Kopf, um nach mir zu sehen. So blieb ich denn stehen und betrachtete in Gedanken die arbeitenden Menschen. Es war nach neun Uhr und mir wurde etwas unheimlich zumute; aus einem abgeteilten Raum drang auch das Klappern der Schreibmaschinen noch herüber. Sollte ich nicht lieber umkehren? Aber — ich hatte in dem Augenblick keine Stellung und die Zeit war schlecht.

„Was wünschen Sie?"

Ich fuhr ordentlich zusammen. Eine weiche, eigenartige Stimme hatte die Worte gesprochen. Eine Kinderstimme. Und der junge Mensch, der vor mir stand, war auch nicht viel mehr als ein Kind; die Gesichtslinien waren weich und die Augen hell und freundlich. Er konnte wohl nicht älter als fünfzehn Jahre sein, aber er war hochaufgeschossen, so groß wie ich, und seine Arme sahen lang heraus aus der zu klein gewordenen grauen Jacke.

„Ist der Chef zu sprechen?"

„In welcher Angelegenheit?"

Ich gab ihm meine Rohrpostkarte. Er ging und kam nach einer Minute zurück.

„Wollen Sie, bitte, vorn ein wenig Platz nehmen. Der Chef kommt gleich zurück, er ist augenblicklich nicht hier."

„Arbeiten Sie immer so lange?"

Ueber das blasse Kindergesicht schoß eine jähe Röte.

„Ja, ... das heißt nein, ... natürlich nicht. ... sonst nicht ..."

Der Junge war furchtbar verlegen.

„Ich danke Ihnen, ich werde warten."

Und ich wartete. Als ich gerade wieder überlegte, ob es nicht doch besser wäre, auf die Arbeit in einem solchen Betriebe zu verzichten, kam der Chef. Ich wurde engagiert und trat am übernächsten Tage ein. Von diesem Tage an schloß sich zwischen dem schönen, blassen Jungen und mir eine feste, stillschweigende Freundschaft.

Er war morgens eine halbe Stunde früher im Bureau als das übrige Personal, hatte eine kürzere Mittagspause und durfte abends als letzter gehen, denn er war das Faktotum des Chefs. Dabei wuchs er sehr und sein Gesicht wurde immer schmaler und blasser. Ich hatte ihn so herzlich lieb, wie ich meinen jüngsten Bruder lieb habe, und er brachte mir grenzenloses Vertrauen entgegen. Ein zaghaftes Bangen kam manchmal über mich, daß ich ihn verlieren könnte. Ich sah, daß der Frühling in ihm erwachte, — und dabei diese entsetzliche, körperliche Ueberanstrengung.

Eines Tages klagte er über Kopfschmerzen. Er schleppte sich durch bis zum Abend. Aber am nächsten Tage kam er nicht. In der Mittagsstunde besuchte ich ihn. Er lag im Bett und hatte starkes Fieber. An diesem Tage erfuhr ich die Geschichte seines Lebens. Er war der Sohn eines Künstlers aus einer süddeutschen Stadt. Sein Vater war seit drei Jahren tot. Seine Mutter hatte den Schmerz nicht verwunden. Sie war ihm ein halbes Jahr später gefolgt. So war der Junge zu den Leuten gekommen, bei denen er jetzt wohnte. Das waren ganz entfernte Verwandte des Vaters; eine Beamtenfamilie in kleinen Verhältnissen, die das Pflegegeld für den Knaben gebrauchen konnten. Er hatte bis zum Tode der Eltern eine gute Erziehung genossen. Nachher hatte er gelernt, was ihm möglich war. So bekam er nach Beendigung der Schulzeit die Stellung in dem Kaufhause für ein Gehalt von vierzig Mark monatlich. Er betrachtete das als ein großes Glück. Denn so fiel er den Verwandten nicht zur Last, sondern war ihnen eine Hilfe, wie er mir mit Stolz sagte. Dabei blickte er mich mit einem leisen Lächeln an: „Ich verdiene doch mein Brot."

Ja. Aber unter Hergabe von Gesundheit und — Leben.

Nach ein paar Tagen kam er wieder ins Geschäft. Noch wankend, aber froh, daß es wieder ging, denn er hatte Angst, daß er sonst seine Stellung verlieren könnte. Er arbeitete so angestrengt wie vorher. Was er leistete, war mir manchmal ganz unbegreiflich. Er ersetzte dem Geschäft eine Hundertmarktraft. Dabei tat er alles mit dem weichen, freundlichen Lächeln.

Es war ein eigen schöner Herbst in diesem Jahr. Die Tage waren warm und sonnig und doch hatten sie nichts mehr von der drückenden Hitze des Sommers. Etwas Frisches, Frohes war in ihnen, wie nicht oft in Herbsttagen. An geschützten Stellen der großen Plätze hatten die Kastanien schon ihren Blätterschmuck verloren, aber draußen, vor den Toren, prangte es noch in goldiger Fülle und verschwenderischer Farbenpracht. Es ist etwas Wunderbares um solche Tage, an denen die Sonne vom blauen, schleierzarten Himmel durch das leuchtende Blättergewirr niederlacht, alle Farben noch intensiver und glühender machend, und wenn dabei unter den Füßen doch das gefallene Laub schon raschelt.

Ich war wochenlang in einer frohen Schaffensstimmung, und da ich für mich nicht schaffen durfte, so tat ich es für das Geschäft. Viel Schönes schrieb ich mir damals von der Seele, hinein in — Reklamearikel für 150 Mark monatlich. In dieser Stimmung hatte ich mich etwas weniger um meinen kleinen Freund gekümmert. Wir hatten wohl freundlich an jedem Tage miteinander gesprochen, aber dabei hatte ich es auch bewenden lassen.

Als ich eines Abends, so recht in glücklicher Laune, daß nun wieder ein Tagewerk vorbei, über den mattleuchteten Hof schritt, sah ich einen Schatten in dem Zugang zum Lagerkeller verschwinden. Da der Keller schon geschlossen war, ging ich hinzu, um nachzusehen, wer da wäre, und da fand ich meinen kleinen Freund. Am ganzen Körper bebend stand er da und sah mich mit großen, entgeisterten Augen an.

„Aber Herbert, was ist denn das, was machen Sie hier, sind Sie denn krank?" fragte ich.

Da schlang er in heftiger Aufwallung die Arme um meinen Hals und weinte herzbrechend, lange, lange. Ich ließ ihn ruhig weinen und sagte nichts. Was hätte ich ihm auch sagen sollen? Dieser Seelensturm war zu stark, als daß Worte ihn hätten beruhigen können. Endlich hob er sein blasses Gesicht und sah mich mit den schimmernden Augen seltsam an. „Wenn doch meine Mutter noch lebte," flüsterte er und ich sah, wie der Schmerz um seine Mundwinkel zuckte.

Armer, armer Junge!

Er war krank an Leib und Seele, seine Nerven waren gänzlich zerrüttet, er hatte jeden Abend bis nach elf Uhr gearbeitet.

Als ich das hörte, holte ich seinen Hut und schickte ihn nach Hause. —

Der nächste Tag war ein Sonntag und ich holte mir meinen kleinen Freund zu einem Spaziergang ab. Er war sehr bleich und unter den Augen lagen ihm schwarze Schatten, aber er freute sich kindlich, daß er einmal hinaus sollte in Wald und Feld.

Draußen feierte das Leben seine letzten Triumphe. Der ganze Waldboden war mit klablühendem Heidekraut bedeckt. Das Laub der Birken hing wie zarte, gelbbraune Schleier, Eichen und Ahorn leuchteten in glühendem Rot und dazwischen standen ernst und dunkel die alten, mächtigen Kiefern. Zu unseren Füßen lag, wie ein großes, klares Auge, der See. Wir waren früh hinausgefahren und so begegneten uns nur vereinzelt Menschen, die unsere Sonntagsandacht nicht störten. Ja, es war Sonntag. Nach sechs Frontagen: Sonntag für Leib und Seele. Und in dieser Morgenweihe tat sich auch die scheue, zage Menschenknospe an meiner Seite auf und ließ mich in eine wohl geahnte, aber doch kaum erwartete Welt der Schönheit blicken. Er liebte die Musik leidenschaftlich und das letzte Geschenk seines Vaters war eine Geige gewesen; die hütete er nun als seinen kostbarsten Schatz. Aber er durfte wenig spielen. In der Woche kam er spät nach Hause; da sollte er am Sonntag ausruhen. Man meinte es gut mit ihm. Und er erzählte mir von wunderbaren Stimmungen, wie er alle Last des Lebens vergessen habe, wenn er hatte spielen können; vielmehr, er erzählte nicht, er konnte überhaupt nicht zusammenhängend erzählen, ich aber verstand aus all dem Abgerissenen nur um so besser das wunderbare Innenleben dieses Kindes. Aber seitdem er so wenig spielen durfte ... und mit einemmal sah er mich so bittend und vertrauend an: „Ist Sehnsucht Sünde?" Da nahm ich seine Hand und hielt sie fest in der meinen, während wir hinschritten durch den leuchtenden, reinen Frühherbsttag ...

„Nein, Sehnsucht ist niemals Sünde," antwortete ich tiefbewegt.

So waren wir hinabgeschritten bis zu dem großen, klaren, ruhigen Wasser. Um die Stämme der Erlen am Ufer wanden sich glutgefärbte Brombeerranken. Letzte Schönheit. Wir sahen uns an und ich wußte: hier würde die Sehnsucht nicht in der Knospe verderben. — —

Der Tag verging, wie er begonnen: klar und voll von Schönheit. Es ist die letzte Schönheit gewesen, die mein kleiner Freund genossen. Das Ende kam bald.

Die Arbeit im Geschäft wuchs von Tag zu Tag für jeden. Das war überhaupt kein Arbeiten mehr, auf jedes Einzelnen Nacken saß ein Vampyr, der ihm das Mark aus den Knochen sog. Am schlimmsten hatte mein k